

# Das Wort Gottes und die „Freude am Evangelium“

Visionen des Zweiten Vatikanischen Konzils und die (noch zu leistende) Umsetzung in der Kirche heute

■ Jahrzehntlang wurde von einem Reformstau – oder sogar von einer Abkehr vom Weg des Zweiten Vatikanums gesprochen. Mit seiner Regierungserklärung „*Evangelii Gaudium*“ knüpft Papst Franziskus nun wieder an die Visionen des Konzils an. Was wurde bisher „verschlafen“, und wohin müsste der Weg der Kirche gehen?

■ Viele von ihnen suchen Gott insgeheim, bewegt von der Sehnsucht nach seinem Angesicht, auch in Ländern alter christlicher Tradition. Alle haben das Recht, das Evangelium zu empfangen. Die Christen haben die Pflicht, es ausnahmslos allen zu verkünden, nicht wie jemand, der eine neue Verpflichtung auferlegt, sondern wie jemand, der eine Freude teilt, einen schönen Horizont aufzeigt, ein erstrebenswertes Festmahl anbietet. Die Kirche wächst nicht durch Prosyletismus, sondern „durch Anziehung“ (*Evangelii Gaudium* Nr. 14)

## DIE ‚ZEICHEN DER ZEIT‘

Die Sehnsucht der Menschen nach Gott ist auch in unseren Breitengraden nicht einfach verschwunden. Im Gegenteil. Die Frage nach Gott wird „in der Gegenwartskultur [...] mit Nachdruck gestellt, aber: nicht mehr ungebrochen, nicht mehr ohne Irritation durch die Abgründigkeit der Welt“<sup>1</sup>. Wer die ‚Freiheits-

leidenschaft der Moderne‘ „auf einen Beliebighkeitsrelativismus reduziert, hat von dieser Leidenschaft noch nichts verstanden“<sup>2</sup>.

Mit der Bindung der Verkündigung an die ‚Zeichen der Zeit‘ (GS 4) verweist das Zweite Vatikanische Konzil all jene, die Theologie treiben wollen, mitten hinein in den Transitraum des Lebens. Angesichts der Weichenstellung des Konzils muss die zunehmende kirchliche ‚Berührungsangst‘ vor dem modernen Menschen beunruhigen.<sup>3</sup> Denn eigentlich hätten Theologie und Kirche an Grundeinsichten des Konzils festzuhalten: Die Mitte unseres Glaubens ist eine sakramentale Wahrheit und keine sakrale. Sie ist keine weltlose Wahrheit, sondern eine Wahrheit in und für die Welt. Die Rede von Gott ist nicht in die Tabuzone des Heiligen und Erhabenen zu verbannen. Vielmehr wird auch der säkularen Welt zugetraut, nicht nur Gott zu suchen, sondern auch ‚Gottes fähig‘, ja ‚Gott trüchtig‘ zu sein. „Wir können nicht passiv abwartend in unseren Kirchenräumen sitzen bleiben“ – so lautet die Konsequenz, die Papst Franziskus aus dieser Situation zieht (vgl. *Evangelii gaudium* Nr. 15).

Erfahrungen des Göttlichen heute, so hat das einmal Dietrich Bonhoeffer formuliert, ist auch immer die Erfahrung des ‚Daseins für andere‘, des Menschseins für andere.

<sup>1</sup> Vgl. *Magnus Striet*, Was ist „katholisch“? Ein Bestimmungsversuch im Horizont „der“ Moderne, in: *Marianne Heimbach-Steins/Gerhard Kruip/Saskia Wendel* (Hg.), „Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch“. Argumente zum Memorandum, Freiburg 2011, 58-70, 64.

<sup>2</sup> Ebd. 68.

<sup>3</sup> Vgl. *Johann Baptist Metz*, Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2011, 115.

Denn nur dort, wo „man ganz ortlos ist, wo man an der Peripherie ist, da ist die kritische Mitte der Welt“<sup>4</sup>. Es sind gerade jene „Zeichen der Zeit“ in der Peripherie, am Rand, die – wie es Papst Franziskus so nachdrücklich einfordert – die Richtung für eine alternative Ortsangabe von Kirche in der Welt von heute vorgeben. Diese Alternative hat konkrete Kennzeichen: eine selbstkritische Überprüfung der eigenen Strukturen auf Glaubwürdigkeit und Gerechtigkeit hin; die innere Verbindung von modernem Autonomiestreben und Freiheit mit der Dimension der Verantwortung; das Wissen um die „natürliche Gotteskompetenz“ jedes Menschen, wie dies Johann Baptist Metz einmal mit Blick auf Karl Rahner formuliert hat.<sup>5</sup>

Das alles entgrenzt Kirche. Kirche „macht sich selbst von diesen menschlichen Angelegenheiten her zum Thema. Sie begreift sich von den Menschen her, die es hier und heute gibt“<sup>6</sup>. Die neue Ortsbestimmung von Kirche ist durch jene „Ortsbestimmungen mitten dieser Zeit“ gekennzeichnet, „die dort etwas freilegen, was verschwiegen wird, aber für die Auseinandersetzung um Humanität und menschenwürdige Verhältnisse repräsentativ ist“<sup>7</sup>. Zeichenhaft sind dabei jene Orte, „an denen jeweils messianische Heilung beschädigten Lebens erwartet wird“<sup>8</sup>.

Die Kirche „ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends. ... Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank“<sup>9</sup>.

Die Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus zwingt die Kirche mitten hinein in die Unsicherheit einer geschichtlichen Existenz, die auf jede Selbstvergewisserung verzichtet:

„Ich wiederhole hier für die ganze Kirche, was ich viele Male den Priestern und Laien von Buenos Aires gesagt habe: Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“ (Evangelii gaudium Nr. 49)

## EINE NEUE WEISE, ALS KIRCHE ZU HANDELN

### Ein missionarisches Kirchenverständnis

Der Weg zu einer theologischen Fundierung dieses Ansatzes führt im Zweiten Vatikanischen Konzil über die Wende des Offenbarungs- und Glaubensverständnisses. Indem die katholische Kirche auf dem Konzil im Bekenntnis zur Religionsfreiheit (vgl. DiH 2) wie in der Neukonstellation des Offenbarungsverständnisses (vgl. DV 5) zentral auf die Kategorie der Personenwürde

<sup>4</sup> Dietrich Bonhoeffer, Das Wesen der Kirche, in: ders., Werke Bd. 11, Gütersloh 1994, 229-303, hier 248f.

<sup>5</sup> Metz, Memoria (s. Anm. 3), 108ff.

<sup>6</sup> Hans-Joachim Sander, Die pastorale Grammatik der Lehre – ein Wille zur Macht von Gottes Heil im Zeichen der Zeit, in: Günther Wassilowsky (Hg.), Zweites Vatikanum – vergessene Anstöße, gegenwärtige Fortschreibungen (QD 207), Freiburg (u.a.) 2004, 185-209, hier 188.

<sup>7</sup> H.-J. Sander, Theologischer Kommentar zu Gaudium et Spes, in: HThK Vat. II, Bd. 4, Freiburg (u.a.) 2005, 868.

<sup>8</sup> Christoph Theobald, Zur Theologie der Zeichen der Zeit. Bedeutung und Kriterien heute, in: Peter Hünermann (Hg.), Das zweite Vatikanische Konzil und die Zeichen der Zeit heute, Freiburg 2006, 71-84, hier 82.

<sup>9</sup> Jorge Kardinal Bergoglio, Rede im Vorkonklave, zitiert nach: <http://blog.radiovatican.de/die-kirche-die-sich-um-sich-selber-dreht-theologischer-narzissmus/> (Abruf: 29.1.2015)

zurückgreift, öffnet sie sich den Grundprinzipien der modernen demokratischen, ja säkulareren Gesellschaft. Sie versteht diese nicht mehr als aufgezwungene Fremdperspektive, sondern als Bestandteil ihrer Sendung. Die Verkündigung des Evangeliums und Mission können unter diesen Vorgaben nur noch in Verbindung mit der Wahrheitsfähigkeit und Freiheit des Menschen begründet werden. Sie fordern daher die Anerkennung der Wahrheitsfähigkeit jedes Menschen, den Respekt vor seiner Gewissensentscheidung und die strikte Ablehnung von Zwang und Gewalt in Glaubensdingen. Wahrheit überzeugt durch sich selbst, oder eben nicht.

Evangelisation und Mission sind daher keine Vorgänge, die Kirche bei sich selbst belässt. Sie sind ein Geschehen, in das Kirche selbst hineingenommen ist und das sie selbst verändert. Kirche ist nicht einfach Subjekt und die andere Objekt der Mission. Sie evangelisiert nicht andere, sie evangelisiert sich selbst (cf. Paul. VI., Apost. Exh. *Evangelii nuntiandi*, 1975, Nr. 15). Die Verkündende wird zur Hörenden (vgl. DV 1). Inkulturation wird zum entscheidenden Stichwort:

„Es würde der Logik der Inkarnation (= Menschwerdung, Anm. d. Red.) nicht gerecht, an ein monokulturelles und eintöniges Christentum zu denken. ... Darum kann man bei der Evangelisierung neuer Kulturen oder solcher, die die christliche Verkündigung noch nicht aufgenommen haben, darauf verzichten, zusammen mit dem Angebot des Evangeliums eine bestimmte Kulturform durchsetzen zu wollen, so schön und alt sie auch sein mag. Die Botschaft, die wir verkünden, weist immer irgendeine kulturelle Einkleidung vor, doch manchmal verfallen wir in der Kirche der selbstgefälligen Sakralisierung der eigenen Kultur“ (Evangelii gaudium Nr. 117).

Eine missionarische Kirche rechnet die situative, historische, sprachliche Verschiedenheit, aber auch die unterschiedlichen Mentalitäten und Kulturen als Faktoren in ihr eigenes Glauben und Verkündigen ein. So betont gerade das Missionsdekret *Ad Gentes* (vgl. Nr. 22) die Notwendigkeit einer legitimen Vielfalt als Konsequenz des Missionsgedankens selbst. Liturgie und Ausdruckformen des Glaubens müssen den jeweiligen Kulturen entsprechen, dabei sind die jungen Kirchen vor Ort selbst Akteure der Inkulturation und Mission, indem sie ihre eigenen kontextuellen Theologien entwickeln. So kann Papst Franziskus als Essenz aus dieser ‚Wende‘ des Konzils folgern:

„Man darf nicht meinen, die Verkündigung des Evangeliums müsse immer mit bestimmten festen Formeln oder mit genauen Worten übermittelt werden, die einen absolut unveränderlichen Inhalt ausdrücken. Sie wird in so verschiedenen Formen weitergegeben, dass es unmöglich wäre, sie zu beschreiben oder aufzulisten.“ (Evangelii gaudium Nr. 129)

### Ein neues Verständnis von Offenbarung und Glauben

Nach innen führt dies zu einer Wahrnehmung und Würdigung von Vielfalt und Pluralität der einen überlieferten und zu überliefernden Wahrheit und deren personal-existentialer Grunddimension – ein Gedanke, der gerade für die Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* von zentraler Bedeutung ist (vgl. DV 2-6; 8).

Von einem Verständnis von Offenbarung als ‚feststehender Lehre‘ wechselt das Grundverständnis hin zu einem Verständnis von Offenbarung als Geschehen der Selbstmitteilung Gottes in Jesus von Nazaret (vgl. DV 7). Nicht mehr einzelne Lehrsätze, son-

dern Gottes personale Selbstoffenbarung ist das zu Überliefernde und damit die eigentliche Grundbewegung von ‚Tradition‘<sup>10</sup> (vgl. DV 8). Daher bestimmt das Zweite Vatikanum die Aktualität dieser Heilsgemeinschaft mit Gott im Leben und Dasein der ganzen Kirche, und damit die gesamte Lebenspraxis aller als Medium der Überlieferung.

„Denjenigen, die sich eine monolithische, von allen ohne Nuancierungen verteidigte Lehre erträumen, mag das als Unvollkommenheit und Zersplitterung erscheinen. Doch in Wirklichkeit hilft diese Vielfalt, die verschiedenen Aspekte des unerschöpflichen Reichtums des Evangeliums besser zu zeigen und zu entwickeln.“ (Evangelii gaudium Nr. 40)

Papst Franziskus ist sich der Folgen dieser Wende und der damit verbundenen notwendigen Verunsicherung bewusst. Doch mit dem Konzil gilt es festzuhalten: Tradition ist zu einem hermeneutischen Auslegungsbegriff geworden, das funktionale Prinzip der Vergegenwärtigung der Selbstmitteilung Gottes im Christusereignis durch den Hl. Geist im Leben der Gemeinschaft der Gläubigen, der Kirche, in all ihren Vollzügen.

Zusammen mit diesem ganzheitlichen, kommunikativ-partizipatorisch orientierten Offenbarungs- und Glaubensverständnis entwickelt das Zweite Vatikanum ein anderes Verständnis von ‚Glaubenswahrheit‘. Verbindlichkeit und Wahrheit bestimmen sich aus der Nähe zu ihrer christologischen Mitte. Gerade darum steht eine

„Seelsorge unter missionarischem Gesichtspunkt [...] nicht unter dem Zwang der zusammenhanglosen Vermittlung einer Vielzahl von Lehren, die man durch unnachgiebige Beharr-

lichkeit aufzudrängen sucht. Wenn man ein pastorales Ziel und einen missionarischen Stil übernimmt, der wirklich alle ohne Ausnahmen und Ausschließung erreichen soll, konzentriert sich die Verkündigung auf das Wesentliche, auf das, was schöner, größer, anziehender und zugleich notwendiger ist. Die Aussage vereinfacht sich, ohne dadurch Tiefe und Wahrheit einzubüßen, und wird so überzeugender und strahlender.“ (Evangelii gaudium Nr. 35)

Natürlich hat das eine Binnenpluralisierung des Katholischen zur Folge. ‚Katholizität‘ bestimmt sich angesichts dieser Dynamik nicht mehr vom Gedanken der Einheitlichkeit her sondern von der Idee einer Gemeinschaft von Verschiedenen. Das hatte indes schon das Konzil so wahrgenommen:

„Kraft dieser Katholizität bringen die einzelnen Teile ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzu, so dass das Ganze und die einzelnen Teile zunehmen aus allen, die Gemeinschaft miteinander halten und zur Fülle in Einheit zusammenwirken.“ (Lumen Gentium 13)

Dies öffnet den Raum für die Wahrnehmung und Wertschätzung von Verschiedenheit innerhalb dieser einen katholischen Kirche, wie dies gerade das Ökumenismusdekret betont:

„Alle in der Kirche sollen unter Wahrung der Einheit im Notwendigen je nach der Aufgabe eines jeden in den verschiedenen For-

<sup>10</sup> Vgl. dazu auch *Dietrich Wiederkehr*, Das Prinzip Überlieferung, in: HfTh Bd. 4 Traktat Theologische Erkenntnislehre, 100-123, bes. 110ff.

men des geistlichen Lebens und der äußeren Lebensgestaltung, in der Verschiedenheit der liturgischen Riten sowie der theologischen Ausarbeitung der Offenbarungswahrheit die gebührende Freiheit walten lassen, in allem aber die Liebe üben. Auf diese Weise werden sie die wahre Katholizität und Apostolizität der Kirche immer vollständiger zum Ausdruck bringen.“ (Unitatis Redintegratio 4,5)

Von ihrem innersten Wesen her definiert sich die Katholische Kirche als Gemeinschaft, die die Vielfalt wertschätzt, weil sie das Unterscheidende vom Gemeinsamen her verstehen lehrt (vgl. GS 92).

### Ein neuer Stil des Umgangs und neue Strukturen

Aber nicht nur dieses: Aus der inhaltlichen Verschiebung folgt die Notwendigkeit einer kritischen Hinterfragung des Kommunikationsstils und mit dieser eine notwendige Überprüfung ihrer strukturellen Bedingungen.

Denn der „Stil der Kommunikation in der Kirche und des Umgangs miteinander ist alles andere als beliebig [...], der Maßstab dafür ist der Umgang Gottes mit uns, der das Kommen des Reiches damit beginnt, dass er uns wie Freunde anredet und wie mit Freunden mit uns verkehrt, um uns in seine Gemeinschaft einzuladen (Dei Verbum 2)“<sup>11</sup>.

Ein solches Verständnis duldet nun aber nicht jeden Stil und legitimiert nicht jede Struktur der Vollmachtausübung. Denn wenn „einmal alle Glaubenden als das Subjekt ‚Volk Gottes‘ eingesetzt sind, muss dies über kurz oder lang die bisherige Autoritäts- und auch Machtverteilung verändern“.<sup>12</sup>

## AUSBLICK: CHECKS AND BALANCES

### Kirche und Welt

Selbstverständlich schöpft die Kirche die entscheidenden Kriterien zur Etablierung und Beurteilung ihrer Strukturen zunächst aus ihrer theologischen und damit ihrer eigenen, inneren Bestimmung. Überdies darf und muss aber auch damit gerechnet werden, dass mitunter gerade das ‚Außen‘ in Gestalt der Fremdprophetie für das Eigene sinnstiftend werden kann. Denn als ‚durchgehende Denkstruktur‘ legt die konziliare Wesensbestimmung der Kirche als Sakrament die doppelte Bezogenheit von Kirche zu Gott und zur Welt offen und reflektiert die heilgeschichtliche Funktion von Kirche. Kirche ist ‚Objekt‘ und ‚Medium‘ des Wirkens Gottes in der Welt und für die Welt (vgl. LG 1). Dabei wird deutlich: Der Lebens- und Aktionsraum der Kirche ist nicht mehr der abgeschlossene Raum der (römisch-katholischen) Christenheit, sondern die Menschheit als ganze (vgl. GS 2). Hier tritt Kirche nicht mehr herrschaftsvoll auf, sondern lässt sich in Dienst nehmen (vgl. GS 3). Daraus ergibt sich ein dialogisches Bestimmungsverhältnis von Kirche und Welt. Die Kirche ist zur Erfüllung ihres Auftrags auf das Erkennen und Verstehen der ‚Zeichen der Zeit‘ verwiesen (vgl. GS 4). Der Dienst der Kirche ist der Dienst an der Welt und dieser kann nicht unbeeinflusst von dieser Welt geschehen (vgl. GS 40). Der Dialog von Kirche und Welt ist von der Grundidee eines gegenseitigen Gebens und Nehmens geprägt (vgl.

<sup>11</sup> Hermann J. Pottmeyer, Die Rolle des Papsttums im Dritten Jahrtausend, QD Bd. 179, Freiburg 1999, 133f. Dieser Umgang ist keineswegs nur eine Frage des Stils, sondern der konkreten rechtlich und strukturell verbindlichen Umsetzung (vgl. ebd. 134).

<sup>12</sup> Dietrich Wiederkehr, Sensus vor Consensus: auf dem Weg zu einem partizipativen Glauben – Reflexionen einer Wahrheitspolitik, in: ders. (Hg.), Der Glaubenssinn des Gottesvolkes – Konkurrent oder Partner des Lehramtes, QD 151, Freiburg 1994, 182-206, 183.

GS 42 und 43). Dies gilt auch und gerade für die Begriffe von Freiheit und Demokratie als Grundsignaturen der Moderne.

Die Kirche sei keine Demokratie, so hört man nun allenthalben. Denn alles, „was Menschen machen, können andere auch wieder aufheben. Alles, was aus menschlichem Gefallen kommt, kann anderen missfallen. Alles, was eine Mehrheit beschließt, kann durch eine andere Mehrheit zurückgenommen werden. Kirche, die auf Mehrheitsbeschlüssen beruht, wird zu einer bloßen Menschenkirche. Sie wird auf die Ebene des Machbaren und des Einleuchtenden, der Meinung zurückgenommen. Meinung ersetzt Glaube“.<sup>13</sup> Mit einer solchen polemischen Darstellung des Mehrheitsprinzips vermittelt sich zunächst ein Bild, das gegenüber den eigenen Geltungsansprüchen einer parlamentarischen Demokratie und ihrer theoretisch-philosophischen Fundierung<sup>14</sup> wie eine grobe Verzerrung wirkt. Zugleich verstellt diese (falsche) Alternative den Blick auf das theologisch Relevante. Spiegelt sich hier nicht ein falsches elitäres Bewusstsein, das die Wahrheit eher bei den wenigen sucht, und dabei die egalisierende Dimension der Pneumatologie (= Lehre vom Geist Gottes, Anm. d. Red.) als Strukturprinzip von Kirche vernachlässigt? Sind die eigentlichen Wesensbestimmungen von Kirche, von Glaube und Offenbarung, für die gerade die Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung, *Dei verbum*, steht, in ihrem Grundsatz nicht weit anschlussfähiger an demokratische Prinzipien?

### Was zu tun bleibt

Angesichts der im Konzil insbesondere in der Offenbarungskonstitution eindrücklich benannten theologischen (weil offenbarungstheologisch begründeten) ‚Tiefendimension‘ von Ideen wie ‚Dialog‘, ‚Subsidiarität‘, und ‚Teilhabegerechtigkeit‘ gewinnt das in den letzten Jahren offensichtlich

gewordene strukturelle Defizit, d.h. der ‚Reformstau‘ in der katholischen Kirche nicht nur an existentieller Dramatik. Es erweist sich in der Folge als fatal, dass es die theologischen Grundsatzdebatten im Konzil in der nachkonziliaren Entwicklung nicht geschafft hat, sich auch in die notwendigen partizipatorischen Strukturen und Prozeduren umzusetzen und damit System gestaltend und verändernd zu wirken. Dazu wäre allerdings nicht nur eine innere Umkehr des Geistes, sondern eine grundlegende Veränderung des kirchlichen Rechts im Sinne der Grundprinzipien von Repräsentativität, differenzierter Entscheidungsbefugnis und geteilter Verantwortung dringend vonnöten:

„Evangelisierung ... setzt in der Kirche kühne Redefreiheit voraus, damit sie aus sich selbst herausgeht. ... Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzel in dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus. ... Die um sich selbst kreisende Kirche ... hört auf, das „Geheimnis des Lichts“ zu sein, und dann gibt sie jenem schrecklichen Übel der „geistlichen Mondänität“ Raum ... Diese (Kirche) lebt, damit die einen die anderen beweihräuchern“.<sup>15</sup>

Die hier geforderte Redefreiheit und Dialogbereitschaft bedeutet indes nicht nur Lernbereitschaft, sondern auch den „Mut“ zu einem auch strukturell wirksam werden-

<sup>13</sup> Josef Ratzinger, Eine Gemeinschaft auf dem Weg, in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Schriften zur Ekklesiologie und Ökumene. Zweiter Teilband (URGS 8/2), hg. v. G. L. Müller, Freiburg i. Br. 2010, 1216–1230, hier 1219.

<sup>14</sup> Exemplarisch für das Gemeinte sei nur auf die Diskussion mit Jürgen Habermas verwiesen: Jürgen Habermas, Josef Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion, Freiburg 2005.

<sup>15</sup> Bergoglio, Rede im Vorkonklave (s. Anm. 9).

den „Antagonismus in der Kirche, zu einem echten Pluralismus der Charismen, der Aufgaben und Funktionen“<sup>16</sup>. Auf's Engste damit verbunden ist die Gestaltung von Kommunikationsstrukturen, die dialogfähig sind.<sup>17</sup> ‚Checks and Balances‘ heißt das magische soziologische Zauberwort, damit wirklich gilt: „Das Normale und Ordentliche in der Kirche muss die kollektive und dialogische Wahrheitsfindung sein“<sup>18</sup>.

„Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die Welt betreffen. Es ist nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetzt, die in ihren Gebieten auftauchen. In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten“ (Evangelii gaudium Nr. 16)

So formuliert dies Papst Franziskus. Recht hat er, denn gerade die Offenbarungskonstitution des Konzils hat eindringlich deutlich gemacht: Kirchliche Verkündigung ist „in keinem Fall nach dem Modell von Sender und Empfänger zu denken, sondern, idealtypisch, eher nach dem diskurstheoretischen Modell des ‚herrschaftsfreien Dialogs‘: [...] Wenn reziprok, dann haben nicht nur die Rezipierenden vom (Lehr) Amt zu lernen, sondern ebenso umgekehrt“<sup>19</sup>. Wer heute die Welt davon überzeugen will, dass

Christ-Sein es noch wert ist, wird nicht darum herum kommen, sich den vermehrt an die Kirche herangetragenen Fragen nach lebensweltlich plausiblen Kriterien der eigenen Glaubwürdigkeit offen zu stellen. In einer moderne- und demokratiekompatiblen, d.h. anschlussfähigen Antwort darauf zeigt sich daher keine Anbiederung an den Zeitgeist, sondern es stellt sich die theologische Wahrheitsfrage.

## ZUSAMMENFASSUNG

*Will Kirche heute die ‚Freude des Evangeliums‘ glaubwürdig verkündigen, muss sie, so Papst Franziskus, die vom Konzil grundgelegten Kriterien als Maßstab neu zur Geltung bringen. Das Konzil umschreibt das Verhältnis von Gott und Mensch in den Erfahrungsbegriffen von Anrede und Antwort, von Dialog und Gespräch. Es gewinnt dadurch ein anderes Verständnis vom Miteinander in der Kirche. Dabei macht es deutlich: Die Kirche hat sich immer in kritischem, aber anschlussfähigem Dialog mit der sie umgebenden ‚Welt‘ bewegt und verändert. Warum aber sollte das nicht auch für die Welt von heute gelten?*

## PROF. DR. JOHANNA RAHNER



*lehrt Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie an der Universität Tübingen. Forschungsschwerpunkte: Ökumenische Theologie und ihre ekklesiologischen*

*Problemfelder; das Verhältnis von Religion, Kultur, Bildungsprozessen, Politik und Gesellschaft; Wechselwirkung von Gegenwartskultur, Gottesdienst und Theologie der Sakramente; Theoretische Grundlegung und praktische Bedeutung des Dialogs der Weltreligionen im Horizont einer globalisierten Welt.*  
E-Mail: [johanna.rahner@uni-tuebingen.de](mailto:johanna.rahner@uni-tuebingen.de)

<sup>16</sup> Karl Rahner, ‚Löscht den Geist nicht aus!‘, in ders., SW Bd. 21/1, Freiburg 2013, 23-35, 33.

<sup>17</sup> Hermann J. Pottmeyer spricht eindrücklich von der fehlenden Dialogkultur (vgl. ders., Die Mitsprache der Gläubigen in Glaubenssachen. Eine alte Praxis und ihre Wiederentdeckung, in: IKaZ 25 (1996) 134-147, 146).

<sup>18</sup> Walter Kasper, Die Lehre von der Tradition in der Römischen Schule, Freiburg/Basel/Wien 1962, 65.

<sup>19</sup> Vgl. Otto Hermann Pesch, Schriftauslegung – kirchliche Lehre – Rezeption – Versuch einer ökumenischen Zusammenschau in Thesen, in: Verbindliches Zeugnis Bd. III, 261-287, 285f.